E 219 49 F

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main.
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

32. Jahrgang | September/Oktober 1985 | Nummer 5

Wie die Echternacher Springprozession

Der Straßburger Volksfreund/L'Ami du peuple vom 7. Juli nimmt zu der Änderung im elsässischen Rundfunkwesen Stellung:

Die Sendeanstalt heißt nun „Radio-France, Radio Alsace".

Mit je einem Sender in Mülhausen und in Straßburg werden künftig auf UKW 126 Stunden gesendet. Davon 1 ½ Wochenstunden im Dialekt, besonders für ältere Personen gedacht.

Auf Mittelwellen werden in der Regionalsprache (Hochdeutsch und Dialekt) gesendet: täglich die Geburtstagswünsche (teilweise) und die je zehn-Minuten-Nachrichten auf Hochdeutsch, besonders für das Ausland gedacht. Alle kulturellen Sendungen fallen weg.

Früher gab es auf UKW 3, später 2 Stunden im Dialekt (auf 35 Wochenstunden); auf Mittelwellen täglich etwa 2 ¼ Stunden im Dialekt und auf Hochdeutsch.

Erste Reaktionen

Nach diesen Änderungen brach in der Sendeanstalt ein Streik aus wegen der neuen Arbeitsbedingungen, der Löhne (manche Mitarbeiter werden schlechter bezahlt) und wegen der künftigen Stellung von drei zweisprachigen Mitarbeitern, die jahrelang die beliebtesten Sendereihen geleitet haben.

Ein Syndikalist bemerkte: „In Radio-France wird zur Zeit der Dialekt angegriffen" („Nouvel Alsacien — Der Elsässer" 16./17. Mai 1985).

Der Oberelsässische Generalrat, die Vereinigung „Heimetsproch un Tradition", der „René-Schickele-Kreis" und „Unsri Gerachtigkeit" haben diese Entscheidungen der regionalen Direktion von „Radio-France" heftig kritisiert und die Streikenden unterstützt. Daraufhin hat die Regionale Direktion weitere Beschlüsse bekanntgegeben:

Es werden 5 Wochenstunden im Dialekt in Aussicht gestellt. 6 ½ Stunden sollen durch zweisprachige, dialektsprechende Mitarbeiter gestaltet werden, die den Dialekt verwenden dürfen, wenn sie es für nützlich halten. Das soll dann eingeführt werden, wenn die neuen Programme angelaufen sind.

Einem Teil der Auflage dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei.

Bemerkungen zur Neugestaltung

● Bei der Neugestaltung von „Radio-France" wird die Dezentralisation in ihr Gegenteil verkehrt: Die früheren Lokalsender werden von „Radio-France" integriert. Aber „Radio-France, Radio-Alsace" ist nicht irgend ein regionaler Sender unter anderen, ihr Sitz liegt am Rhein, in Straßburg, einem der politischen Entscheidungszentren Europas.

● Das Versprechen der Generaldirektion 1983, der Sprache und Kultur der Region den gebührenden Platz einzuräumen und die Mitverwaltung durch die gewählten territorialen Gremien des regionalen Rundfunks öffentlichen Rechts wird wohl nicht gehalten werden. Somit haben die Gewählten der Region kein Mitspracherecht, wie das vor dem Krieg durch die Radio-Vereinigung geschah, der Mgr Hoch vorstand.

● Ein anderwärts erdachtes und hier aufgezwungenes kulturelles Konzept, das nicht dem Empfinden und elsässischen Vorstellungen entspricht, ist mehr als bedenklich. Es handelt sich um eine Gleichschaltung; der regionale Sender „Radio-France, Radio-Alsace" wird dadurch zu einer x-beliebigen Sendeanstalt herabgestuft.

● Ein völliger Mangel an Konzertierung bei der Erarbeitung des neuen Senderasters der regionalen Sendeanstalt ist der Grund für diesen Mangel. Auch eine Planung in kultureller Hinsicht in den neuen Programmen fehlt: Produktion und kulturelles Schaffen werden durch bloßes Animieren und Reproduzieren abgelöst. Die Gewählten, die Hörer, die Vertreter des kulturellen Lebens im Elsaß sind übergangen worden.

Hier einige Sendungstitel: „Un strip tease radiophonique", „Grenadine soft", „T'as de beaux yeux", „J'erre, tu dérives, il balance"...

● Ihren Angaben zufolge wollte die Generaldirektion dem Dialekt aus seiner Ghetto-Stellung in ein paar Sparten herausführen, die zwar eine treue Hörerschaft hatten, aber nicht den Vorstellungen der Direktion über das Elsaß entsprechen. Jetzt ist zwar der Dialekt nicht ganz ausgeschlossen, er wird aber in die Banalität gezwungen wie selten zuvor. So wird er in der Masse des Französischen untergehen. Seine soziale Funktion wie auch seine Verwendung hängt vom Gutdünken der Redakteure ab. Die des Hochdeutschen wird am Rundfunk noch mehr zurückgedrängt."

Zum Schluß erinnert er daran, daß der Rundfunk mit den Mitteln der Steuerzahler betrieben wird, daß die Gewählten des Elsasses den obligatorischen Deutschunterricht verlangen, daß aber eine Sprache, die zu nichts dient, nicht ernst genommen wird.

Wie sagte doch Mitterrand 1981 in Lorient: Einer Bevölkerung ihre Sprache nehmen, heiße, diese in ihrer tiefsten Seele verwunden.

Kalender 1986

Wie alljährlich kann auch heuer der schöne Elsaß-Lothringische Kalender „Unsere Heimat" über die Geschäftsstelle bezogen werden. Der Preis beträgt, wie im Vorjahr, DM 15,— einschließlich Porto und Verpackung.

Wir haben keinen Grund dazu, die Ehrlichkeit des Staatspräsidenten anzuzweifeln, aber bis in die unteren Etagen des französischen Regierungs- und Verwaltungsapparates ist anscheinend die Einsicht des Staatschefs noch nicht durchgedrungen. Das Vorgehen im Rundfunk ist sogar schlimmer als die Echternacher Prozession: Ein Schritt vorwärts, zwei zurück.

Die gefährliche Schweizer Flagge

Die Basler haben nicht viel Platz in der Schweiz, um sich Schrebergärten anzulegen, so weichen viele aus in das nördliche Umland, das bereits elsässisch ist und das hart an die Stadt grenzt. Wie viele Schweizer es gewohnt sind, pflanzten auch einige die Schweizer Fahne auf, ohne sich etwas dabei zu denken. Doch die französischen Behörden dachten etwas, wenn auch nichts sehr Gescheites, nämlich, daß es gesetzwidrig sei, in Frankreich eine andere Fahne zu hissen als die Trikolore, wenn man dazu nicht die Erlaubnis hat. Sie forderten die ahnungslosen Eidgenossen auf, das staatsgefährliche Symbol nicht mehr auf der „terre de la liberté" aufzuziehen, und diese gehorchten natürlich.

Eine verständnisvolle Stimme

Unser Mitglied Franz Nadler, Freiburg, gibt allmonatlich den „Hansjakob-Brief" heraus, eine Zeitschrift, die an den großen Volksschriftsteller, dessen Familie in ferner Zeit aus Hunaweier nach Baden eingewandert war, erinnert, ist mit dem Elsaß eng verbunden. In der Augustnummer bringt er eine kurze Betrachtung über die Lage der deutschen Sprache in unserer Heimat. Im Gegensatz zu den meisten Bundesrepublikanern scheut er sich nicht, darauf hinzuweisen, daß das, was gegenwärtig im Elsaß und in Lothringen praktiziert wird, der so viel gerühmten deutsch-französischen Freundschaft stracks zuwiderläuft. Wir danken ihm für seine mahnenden Worte „Vom Elsaß", die wir hier abdrucken.

Es kann nicht übersehen oder gar überhört werden, wie sehr schnell die deutsche Sprache im Elsaß nach und nach verloren geht. Wer aufmerksam durch die Straßen Straßburgs geht, dabei namentlich den Jüngeren, Kindern zumal, Aufmerksamkeit schenkt, wird bemerken, daß kaum ein deutscher Laut an sein Ohr dringt — alles parliert französisch.

Man ist geneigt zu denken, man sei in Frankreich und da spricht man eben französisch.

Aber da ist doch ein Unterschied zu machen: Das Elsaß gehört wohl seit dem 17. Jahrhundert zu Frankreich, genau genommen erst seit 1789 und hat es aber so gehalten, daß die angestammte Muttersprache, nämlich die deutsche Sprache, meist in alemannischem Dialekt ganz allgemein gesprochen und verstanden wurde. Der Gebrauch der französischen Sprache blieb der Bourgeoisie vorbehalten und man ist fast geneigt, diesem Begriff die marxistische Deutung anzulasten: herrschende Klasse der kapitalistischen Gesellschaft, die im Besitz der Produktionsmittel ist. In gewissem Sinne und Ausmaß traf dies auch zu. Das einfache Volk, Bauern, Handwerker und Arbeiter, sprach seine deutsche Mundart, konnte Hochdeutsch lesen und schreiben. Konnte auch, wenn es wollte, französische Sprachkenntnisse erwerben. Hier im Badischen haben wir in den 20er Jahren unsere Altersgenossen im Elsaß mit einem gewissen Neid bedacht, weil sie sich in zwei Sprachen ausdrücken konnten. Seit 1945 wurde diesem Vorteil des Elsaß zuwider gesteuert, die Jakobiner in Paris sind die „Alles-gleich-Macher" — EGALITE — diese Lügen-Parole dient dazu, eine neue Grenze am Rhein und an der Lauter aufzubauen, so daß die Menschen im Zeichen der deutsch-französischen Freundschaft einander nicht mehr verstehen.

Dies dürfte m.E. in spätestens 25 Jahren der Fall sein, wenn nichts Entscheidendes geschieht, den Elsässern ihre Muttersprache zu sichern.

Wohl haben 5 Senatoren, 10 Abgeordnete, 56 Generalräte, 413 Bürgermeister, Beigeordnete und Gemeinderäte, 93 Persönlichkeiten und Organisationen aus der Wirtschaft, dem Sozialbereich in einem Schreiben an den Präsidenten François Mitterrand den bisherigen Mißstand beklagt und geeignete Vorschläge unterbreitet. Ähnliches ist wiederholt in den vergangenen Jahren geschehen, ohne zufriedenstellendes Ergebnis.

Ob uns dieses Problem etwas angeht? O ja; denn wenn die oft wiederholte deutsch-französische Freundschaft-Beteuerung ehrlich gemeint ist, dann darf nicht nebenher am Rhein eine Kulturtrennung stattfinden, die seit den Anfängen der Besiedlung nie existierte. Dies zu einer Zeit wie heute, wo man von Europa spricht, wo Menschen und Gedanken wie noch nie zusammenkommen wollen und können!

Spendenbescheinigung für das Finanzamt

Wer eine Spendenbescheinigung benötigt, möge diese bitte bei der Geschäftsstelle anfordern.

Toleranz und Intoleranz

Der frühere Oberbürgermeister von Straßburg, P. Pflimlin, ist bekanntlich „ein großer Europäer", er ist ja auch Präsident des Europaparlaments. Als im Juli das Internationale Institut für Menschenrechte seine 16. Session eröffnete, sprach er den guten Satz: „Man darf der Intoleranz gegenüber nicht tolerant sein." Bravo! Doch müssen wir den großen Europäer fragen, warum er im Laufe seiner politischen Karriere stets gegen die Intoleranz der französischen Regierung gegen das Deutsche, gegen die Muttersprache der Elsaß-Lothringer also, so „tolerant" geblieben ist? Schöne, unverbindliche Worte sind schnell gesprochen, auch gegen Intoleranz, doch nur die Taten gelten. Von wirklichen Schritten Pflimlins zugunsten der Sprache seiner Väter in seiner Heimat ist uns nichts bekannt.

„Nos ancêtres, les Gaulois..."

Noch einmal: „... étaient grands, blonds et avaient les yeux bleus."

Das mußten alle Kinder lernen, die in eine Schule des französischen Staates gingen, ob in Paris, Straßburg, Hanoi, Madagaskar oder dem Kongo.

Nun, groß war er, 1,87 m, der Keltenfürst von Hochdorf, dem vom August bis zum Oktober eine Ausstellung in Stuttgart gewidmet war, Kelte — also „Gaulois" — war er auch. Ob blond und blauäugig, ließ sich natürlich nicht mehr feststellen. Er lebte vor etwa 2500 Jahren wohl auf dem Hohen Asperg bei Ludwigsburg und war den einzigartigen Grabbeigaben nach zu schließen ein sehr reicher und wohl auch mächtiger Mann. Die Entdeckung seines unzerstörten Grabes 1978 hat großes Aufsehen erregt. Nun wird das Skelett mit sämtlichen Grabbeigaben öffentlich gezeigt und dazu eine umfangreiche Dokumentation. Bei dieser fällt wieder auf, daß um das Jahr 500 vor Chr. die Kelten der Hallstattzeit, also „les Gaulois", ihr Zentrum keineswegs um Paris herum haben, sondern in Süddeutschland und dem heutigen Österreich bis hinein nach Slowenien. Den Funden nach haben sie sich nach Westen bis etwa in die Champagne ausgedehnt, wo auf dem Mon Lassois ebenfalls ein großes Fürstengrab entdeckt worden ist. Und dann wurden sie von den Germanen und den Römern in die Zange genommen und verdrängt oder assimiliert. Wie Cäsar mit ihnen umgegangen ist — natürlich um das Recht zu wahren — kann man in seinem „Gallischen Kriege" nachlesen. Im Osten siedelten sie damals kaum mehr, und im Westen wurden sie „Gallorömer", und diese Nachkommen dieser Gallorömer haben es sich zum höchsten Ruhme gesetzt, alles, was nicht die „gallorömische" Mundart von Paris spricht, dazu zu zwingen, dies zu tun, sogar diejenigen, die mit vollem Recht von „unseren Ahnen", den Galliern" reden könnten, die Bretonen, die letzten, die auf französischem Boden noch keltisch reden, also die jüngere Form der Sprache, die der Keltenfürst von Hochdorf mitten im Schwabenland gesprochen hat.

eh

Ein Halbtogolese ist stolz, Elsässer zu sein

Es gibt seit kurzem beim französischen Abitur das Wahlfach „Regionale Sprache und Kultur". Im Elsaß bedeutet dies eine Prüfung über elsässische Mundart und Kultur. Die beste Note, 20 auf 20, trug der Elsässer Régis Kehren davon, dessen Vater Togolese, die Mutter Elsässerin aus Wahlenheim bei Brumath ist. Die Eltern leben in Togo, der Schüler bei seinen Großeltern in Wahlenheim, seine Ferien verbringt er alljährlich in Togo. Seine mündliche Prüfung leitete er mit der Erklärung ein: „Wir Elsässer müssen stolz sein!" Darauf erzählte er in Mundart eine Radfahrt von der Humanistenbibliothek in der alten Reichsstadt Schlettstadt zum Unterlindenmuseum in der alten Reichsstadt Kolmar und erstaunte die Prüfer durch seine Kenntnisse der kulturellen Tatsachen. Als man über seine Erklärung, die Elsässer müßten stolz sein, sich wunderte, erklärte er, „es sei normal, die Landessprache zu reden". Ob sich seine Kameraden, die beiderseits von Elsässern abstammen, diese Wahrheit merken werden?

Die Geschäftsstelle bittet, den Mitgliedsbeitrag für 1985 in Höhe von DM 24,— und etwaige Beitragsrückstände bald zu überweisen (Konten stehen im Impressum auf Seite 2). Spenden von Mitgliedern und Nichtmitgliedern sind immer willkommen; Spendenbescheinigung auf Wunsch.
Unsere Beihefte sind gesucht und geschätzt. Besonders Schulen und Lehrer fordern sie bei uns an. Herstellung und Verbreitung verursachen hohe Kosten. Wer kann, wird gebeten, uns zur Verbreitung der Beihefte eine besondere Spende zukommen zu lassen.

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt, Telefon (07 11) 70 16 45. Konten: Postscheckamt Stuttgart 370 15 — 708 (BLZ 600 100 70); Deutsche Bank Stuttgart 12/55 066 (BLZ 600 700 70). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.
Druck: Leibold GmbH, Karlsruher Str. 46, 7512 Rheinstetten-Forchheim.

Ein Märchen aus uralten Zeiten...

In den Straßburger „Dernières Nouvelles de Strasbourg" vom 3.11.84 lesen wir von G. Woytt:

Wenn man mich vor sechzig Jahren gefragt hätte, ob meine Muttersprache Elsässerdeutsch oder Hochdeutsch sei, ich hätte nicht darauf antworten können, zwischen beiden gab es für mich keinen Unterschied. Mit meinen Eltern, in meinem Heimatdorf bei Straßburg, mit den anderen Dorfkindern redete ich ganz selbstverständlich Elsässerdeutsch, ebenso selbstverständlich lernte ich von meiner Mutter hochdeutsche Lieder: „Sah ein Knab ein Röslein stehn", „Ich ging im Walde so für mich hin", „Guter Mond, du gehst so stille" und manche andere. Hochdeutsch waren das Tisch- und das Abendgebet sowie die Kirchenlieder. Als ich in die Dorfschule kam, merkte ich den Übergang vom Elsässerdeutschen ins Hochdeutsche überhaupt nicht, und die anderen Dorfkinder wohl auch nicht; ältere Leute bestätigen dies. Mein späterer Lehrer Fritz Kiener macht in einem nach dem Autonomistenprozeß 1928 für eine französische Zeitschrift geschriebenen Artikel genau dieselbe Feststellung. Als ich dann lesen gelernt hatte, war Hochdeutsch einfach die Schriftform der Umgangssprache. Die Trennung Elsässerdeutsch — Hochdeutsch ist meines Wissens zum ersten Male bei der Volkszählung 1936 vorgenommen worden. Bei der letzten deutschen Volkszählung 1910 wurde nach der Muttersprache gefragt. Für die französischen Behörden war dies ein unbekanntes Wort. Nach 1920 wurde nach der Umgangssprache (langue usuelle) gefragt; von 1936 bis 1962 (letzte Zählung) nach der Kenntnis des Französischen, des Deutschen (gemeint ist Hochdeutsch) und des „dialecte"; für die französischen Statistiker ist dieser also kein Deutsch. Manche Leute gefallen sich heute in der Feststellung, Hochdeutsch habe im Elsaß keine soziale Existenz mehr, was vermuten läßt, daß sie sich selbst in dieser Sprache nicht mehr heimisch fühlen; sie sagen aber nicht, daß dieser Zustand nicht auf natürlichem Wege erreicht wurde, sondern das Ergebnis der willkürlichen Abschaffung des Deutschunterrichts im Jahre 1945 ist. Nach meiner Erfahrung konnte der Bauer oder Arbeiter im Elsaß vor 1914 — und fast bis zum Zweiten Weltkrieg — sich ebenso gut schriftlich und mündlich auf Deutsch ausdrücken wie sein schwäbischer oder pfälzer Vetter.

So gab es auch keinen Sprachkonflikt zwischen Schülern aus dem Elsaß und denen von jenseits des Rheins. Wer im Lande aufgewachsen war, der sprach sowieso die Mundart. In meiner Klasse im Gymnasium 1913 waren ein oder zwei Jungen, deren Väter, Beamte oder Offiziere, kurz vorher zugezogen waren, sie wurden nicht als Fremdkörper empfunden. Ehemalige Schüler anderer Anstalten sagen dasselbe: es gab keine Reibungen. Was manchmal als fremd empfunden wurde, war nicht die Sprache, sondern die Lebensart, das Benehmen; das war aber am Rande, in Bayern ist damals der „Preiss" wohl mehr aufgefallen als im Elsaß.

In meinem Elternhaus wurde nur Deutsch gesprochen. Meine Mutter konnte zwar gut Französisch, sie hatte es in ihrem Elternhaus von Kind auf gelernt und als Lehrerin auch unterrichtet. Ihr Lehrerinnenexamen hat sie im Straßburger „Bon Pasteur", heute „Collège Lucie-Berger", gemacht. Sie war dort „pensionnaire". Die Anstalt wurde von Diakonissinnen aus der welschen Schweiz geleitet, die Direktorin, Mile Berger, konte praktisch kein Deutsch und hatte keinen deutschen Befähigungsnachweis. Die interne Schulsprache war Französisch, es gab die „chambre bleue", die „chambre rose" usw. Wer nun gedacht hätte, die Schule sei deswegen allerlei Schikanen ausgesetzt gewesen, irrt sich gewaltig, sie war im Gegenteil sehr angesehen, gerade in deutschen Kreisen. Die deutsche Schulverwaltung beließ Mile Berger im Amt, sie mußte bloß Dr. Nieden als zweiten Direktor anstellen, der über die nötigen Zeugnisse verfügte. Eines Tages sagte sich die Gattin des Statthalters, Fürstin Hohenlohe, zu Besuch an; in einem Brief an ihre Eltern berichtet meine Mutter über das Ereignis: Mile Berger und die Lehrerinnen im besten schwarzen Kleid, Dr. Nieden im Gehrock, Zylinder und weißen Handschuhen, große Aufregung unter den Schülerinnen. Durch diesen Besuch war die Schule sozusagen „hoffähig" geworden.

Damals schickten manche deutsche Beamte ihre Töchter gerne ins „Bon Pasteur", damit sie dort richtig Französisch lernten. Mit einigen hat meine Mutter Freundschaften geschlossen, die das ganze Leben dauerten. So mit den beiden Töchtern des Universitätsphilosophen Theobald Ziegler, der auch Albert Schweitzers philosophische Anfangsschritte betreut hat. Ziegler übernahm sogar den Geschichtsunterricht, solange seine Töchter in den oberen Klassen waren. Eine andere Pensionsfreundin war eine Nichte des Dichters Detlev von Liliencron, sie heiratete später einen Mediziner und wohnte nach dessen Tod mit Tochter und Schwiegersohn in Berlin. Nach dem mißglückten Attentat auf Hitler 1944 suchte der Generaloberst Lindemann, der zu den Verschworenen gehörte, bei ihnen Zuflucht, obwohl er sie gar nicht kannte. Nach kurzer Zeit entdeckte die Gestapo das Versteck, alle Beteiligten wurden hingerichtet.

Man kann wohl sagen, daß um die Jahrhundertwende die gebildeten Deutschen von der französischen Sprache und Kultur fasziniert waren. Die Kenntnis der Sprache gehörte zum Rüstzeug des gebildeten Deutschen, praktisch alle Beamte mit akademischer Bildung konnten Französisch. Das Beispiel kam von ganz oben, der Kaiser in seinem Schloß Urville bei Metz sprach mit den Einwohnern französisch, ebenso der Statthalter Manteufel. Französische Zeitungen konnten ungehindert erscheinen, es gab keine Verordnung, die sie zwang, mindestens ein Viertel ihres Inhaltes, dazu alle Anzeigen, auf Deutsch zu bringen. Kino gab es noch nicht, dafür französische Theateraufführungen, unter den Bühnenstücken waren zum Beispiel jene von Edmond Rostand; in gewissen Kreisen galt es als vornehm, Französisch zu reden, während in meinem Dorf alle Leute Deutsch sprachen, redeten die Damen, die aus der Stadt zum „Jour" der Frau Maire kamen, mit Vorliebe untereinander Französisch.

Fast vergessen ist, daß die französischsprachigen Gemeinden des Elsasses und Welsch-Lothringens ganz offiziell ihre Sprache für ihre Angelegenheiten, zum Beispiel die Sitzungsprotokolle und die Verordnungen, benutzen konnten; der Artikel 26 der Verfassung von 1911 garantierte dies. In den dortigen Schulen begann der Unterricht auf Französisch, Deutsch wurde nur schrittweise eingeführt. Eine neue Regelung von 1910 verbesserte sogar die Stellung des Französischen. Sobald die Zahl der frankophonen Kinder zwanzig Prozent überstieg, wurde für diese ein französischer Sprachunterricht eingerichtet; überstieg ihre Zahl fünfzig Prozent, so war der Französisch-Unterricht für alle Kinder obligatorisch, auch für die deutschsprachigen. Was heute den frankophonen Familien als unzumutbarer Zwang erscheint, ein obligatorischer Deutschunterricht, wurde damals von den deutschsprachigen Familien, auch den eingewanderten, als etwas Selbstverständliches hingenommen. Auch während des Krieges 1914 — 1918 wurde der Französisch-Unterricht in den Volksschulen des frankophonen Gebietes nicht abgeschafft. Von einer systematischen Unterdrückung des Französischen kann keine Rede sein.

Noch zwei kurze Lebensbilder aus jener Zeit. Elly Knapp, Tochter des bekannten Nationalökonomen G.F. Knapp, verbrachte ihre Jugendjahre in Straßburg. Französisch lernte sie in der Lindner'schen Privatschule, deren Vorsteherin aus Schlesien stammte; später belegte sie einen Ferienkurs für Französisch an der Universität Grenoble. In Straßburg leitete sie einen Knabenhort für proletarische Kinder, für diese war sie die „Büwe-Mamsell", ihre Schützlinge charakterisiert sie als „derb und witzig, sie hielten fest zusammen und hatten als obersten Grundsatz, sich durch nichts imponieren zu lassen". Vom Kaiser sagten sie nach einem seiner Blitzbesuche in Straßburg: „Der het e Nas im Gsicht wie en anderer Mann". Im „Radelklub" fand sie sich mit Altersgenossen zusammen, auch Albert Schweitzer, damals frischgebackener Privatdozent, gehörte dazu. Gleichzeitig las sie deutsche und französische Gedichte mit Elsa Koeberle und lieferte sogar einen Beitrag für die „Revue Alsacienne Illustrée" des Dr. Pierre Bucher; ihr Vetter Werner Wittich veröffentlichte dort 1900 seine aufsehenerregende Studie „Deutsche und französische Kultur im Elsaß". Ihre Erinnerungen „Ausblick vom Münsterturm" sind ein wichtiges Kulturdenkmal. Elly Knapp heiratete 1908 den schwäbischen Redakteur Theodor Heuss, Albert Schweitzer traute sie in der Nikolauskirche, so wurde sie die Gattin des ersten Präsidenten der Bundesrepublik. 1946 traf ich sie in Bad Boll, wir konnten im besten Elsässerdeutsch Straßburger Erinnerungen austauschen.

Ganz anders war der Werdegang des Friedrich Curtius. Geboren in Berlin als Sohn des Ausgrabers von Olympia, kam er als junger Verwaltungsjurist an das Bezirkspräsidium Metz. Obwohl er schon in Berlin gut Französisch gelernt hatte, nahm er bei einem alten Domherrn noch Sprachunterricht, um sich besser mit den Maires der zu seinem Bezirk gehörenden französischsprachigen Gemeinden unterhalten zu können. Als Kreisdirektor in Thann machte er die Bekanntschaft des aus dieser Stadt stammenden Scheurer-Kestner, der als „sénateur inamovible" die Revision des

Fortsetzung auf Seite 4

Dichtung im Dialekt

„Herz isch Trumpf", „Ernschtes und Heiteres im Dialekt", Alfred Schaeffer, Editions Oberlin, Straßburg 1973

„s'wurd als besser", „Elsässischi Gedichtle iwwer diss und zell", dto., 1975

„Es menschelt iwwerall", „Elsässischi Gedichtle zuem Noochdenke und zuem Lache", dto., 1977

Einer, der es längst verdient hat, in diesen Spalten erwähnt zu werden, soll diesmal gewürdigt werden: Pfarrer Alfred Schaeffer, jetzt in Brumath, wo seine Familie herstammt, früher in Alteckendorf und Dossenheim/Zinsel. Alfred Schaeffer hat im Rahmen der Elsässischen Stunde bei der Jahresversammlung der Freunde der Erwin-von-Steinbach-Stiftung in Eppingen vor Jahren schon einmal eine vielbeachtete Lesung gehalten, die ihm viel Lob und Anerkennung einbrachte. Die Gedichtbände, die wir zu Anfang angeführt haben, stellen beileibe nicht alles dar, was Alfred Schaeffer veröffentlicht hat; in den letzten Jahren ist noch einiges hinzugekommen, was im Oberlin-Verlag und bei ihm selbst (F 67170 Brumath, 3 rue du Château) mit dem oben Genannten vorrätig ist. Seine Vortragstätigkeit hin und her im Elsaß und darüber hinaus, etwa auch im Badischen, zeichnet ihn besonders aus, sie geschieht vor allen möglichen Kreisen, in evangelischen und katholischen Gemeinden, vornehmlich bei den Senioren, aber auch vor Jugendlichen. Afred Schaeffer weiß darum, daß seine Vortragstätigkeit dem Bedürfnis vieler Menschen vor allem im Elsaß entspricht, darum widmet er ihr auch so viel Kraft und setzt dabei seinen ganzen Einfallsreichtum ein, und dieser ist nicht knapp bemessen. Wer schon einmal Gelegenheit hatte, Alfred Schaeffer zuzuhören, der war fasziniert von dem Inhalt der Darbietung, aber im gleichen Maße auch von der Art, wie er alles an den Mann brachte. Die Mimik und die musikalischen Arrangements unterstrichen das Dargebotene sehr eindrücklich. Auch die großen Zahlen der Zuhörer unterstreichen das.

So stand am Anfang der Vortrag Pate für die literarische Veröffentlichung, diese folgte aber auf dem Fuß, weil unter den Zuhörern der Wunsch groß war, das Gehörte noch einmal zu lesen und zu überdenken. Denn das, was sie gehört hatten und was sie nun lesen konnten, war ihre Welt, das, was sie beschäftigte und dem nun einer aus ihren Reihen Ausdruck gegeben hatte. Wir können das für das Elsaß nicht hoch genug veranschlagen. Hier steht auch nicht die Literatur im Vordergrund, sondern das, was den Menschen tagtäglich bewegt. Hier wurde das alles aufgenommen und mahnend und tröstend sozusagen an den Mann gebracht.

Alfred Schaeffer hat das Herz auf dem rechten Fleck („Herz isch Trumpf", als Titel), da er mit dem Volk lebte (in Dossenheim war er lange Jahre Präsident des dortigen Fußballklubs), wußte er, was im Volk vor sich geht, er war darüber hinaus mit dem Fühlen und dem Denken der ihm anbefohlenen Menschen seiner Gemeinde verbunden, so daß das Gesagte nicht von oben herab kam, quasi mit dem Zeigefinger dargeboten wurde, und dennoch steckt in den Versen nicht doch auch ein Quentchen — und mehr — Belehrung. Und da Alfred Schaeffer — wie könnte es bei einem echten Elsässer auch anders sein?! — in der Tradition der Ironie steht, kommt alles mit Humor zustande. Alles zusammengenommen bewirkt Freude.

Aus der Beobachtung der Dinge sagt Alfred Schaeffer viel Wahres und Hilfreiches über den Menschen und für den Menschen, er geißelt so manche menschlichen Erscheinungen und entlarvt ihre Eitelkeiten. Die Art, wie er es sagt, wirkt befreiend. Eine Hilfe ist es, daß die Büchlein in Sinnabschnitte eingeteilt sind und daß ihnen so etwas wie eine Sentenze voransteht. Das alles ist gute elsässische und gesamtalemannische Tradition.

Das Besprochene ist alles elsässisch geschrieben (siehe das Gedicht „D'Muedersprooch"). Das heißt nicht, daß Alfred Schaeffer sich nicht genauso gut in der deutschen Hochsprache ausdrücken könnte — er hat auch dafür schon Proben genug gegeben — und er weiß auch darum, daß ein Dialekt immer nur in der Hochsprache gründen kann. Was ihn hier leitet, ist die Tatsache, daß es im Elsaß den Leuten schwer fällt — vor allem den Jungen — dem Hochdeutschen zu folgen, darum will er das, was ihn bewegt, so sagen, daß ihn zumindestens die verstehen, die noch eine Beziehung zum Dialekt haben. Der Dialekt ist darum für Alfred Schaeffer nicht vor allem Protest, sondern eine Möglichkeit, den Menschen damit Hilfen zu geben und sie zum Nachdenken zu bringen. Es ist weithin der einzige Weg, der den Zugang zur deutschen Welt noch öffnet.

Alfred Schaeffer beabsichtigt nicht, große lyrische Dichtung zu bringen. Diese Art Dichtung hat im Elsaß seinen Platz und wir sollen doch frei sein, daß sich Menschen auf Elsässisch sich die Sorgen und die Freuden von der Seele schreiben. Elsässisch ist heute das Refugium für viele ältere Menschen, vielleicht bekommt auch die Jugend wieder daran Freude, denn gerade im elsässischen Dialekt und in seiner Ausdrucksweise liegt ein großer Reichtum beschlossen. Wir können nur von Herzen empfehlen, sich diese Büchlein zuzulegen — zu Weihnachten und für andere Gelegenheiten. Keiner wird es bereuen.

Alfred Schaeffer weiß es und sagt es auch: die Orthographie des Elsässischen bereitet ihm Sorgen, aber dieses Problem muß jeder, der im Elsaß elsässisch schreibt, auf seine Weise lösen. me

D'Muedersprooch

Wer saat denn, daß mir d'Letschte sin
In unsrem Elsassländel,
Die nit fer Fränkle un Gewinn
Un nit fer Knopfloch-Bändel
Sich d'Zung im Müll rumdräje lonn
Un d'Muedersprooch verachte,
Nit meine, sie han meh devon,
Wenn sie nooch Bess'rem trachte?

Es gibt Elsässer, immer noch,
Die an sich selwer halte,
Die weltuffgschlosse sin un doch
A dicke Schäddel b'halte.
Es gibt so Letzi, Gott sei Dank,
Die mache gar ken Faxe
Un redde, wie-ne frei un frank
De Schnawwel isch gewachse.
Au d'hittich Jugend bliet nit stumm
Sie losst sich nit vorschnabble,
Daß alli die sin blöed un dumm,
Wie noch elsässisch babble.

Viellicht fleijt unsre Dialekt
Nit nuff in höechri Zone,
Do wo de Schöengeischt mit Respekt
Un mit Kultur duet wohne,
Denn in de Tiefe isch'er d'heim
Un losst sich nit üssrotte,
Er isch a Stüeck Natür von eim,
Ken Kleidung voller Motte,
Wie'd ab kannsch leije, wenn de witt,
Zuem abgenutzte Plunder.
Wenn's noch so stüermt un noch so schüett,
Er geht einfach nit unter.

Drum bin ich sicher: d'Muedersprooch
Die isch nit üsszemerze,
Sie steijt üss unsre Seel empor
Un fließt uns üss'em Herze.

Alfred Schaeffer
„Herz isch Trumpf", S. 47/48

Ein Märchen aus uralten Zeiten

Fortsetzung von Seite 3

Dreyfus-Prozesses betrieb und jeden Sommer in seine Heimat zurückkehrte. Unter der deutschen Herrschaft waren viele französische Gesetze und Verordnungen aus der vorhergegangenen Zeit in Kraft geblieben; Curtius berichtet, daß er mit deren Sprache so vertraut war, daß er manche seiner Erlasse zuerst im Kopf auf Französisch konzipierte, ehe er sie auf Deutsch zu Papier brachte. Sein Sohn Ernst Robert Curtius ist gewissermaßen in die Fußstapfen seines Vaters getreten, er wurde einer der bedeutendsten Romanisten Deutschlands.

Friedrich Curtius wurde schließlich auf Verlangen der elsässischen Geistlichkeit Präsident der Kirche Augsburger Konfession im Elsaß. Als Albert Schweitzer seine Demission als Leiter des Thomasstiftes gab, bot Curtius ihm vier Zimmer in seiner großen Wohnung am Thomasstaden an, in seiner Selbstbiographie widmet er dem Hause Curtius einen warmen Nachruf: „Traditionen der Gelehrtenaristokratie verbanden sich in dieser Familie mit denen der Geburtsaristokratie". Hauptanliegen des Präsidenten war, der elsässischen Landeskirche anstelle der „Articles organiques" Napoleons eine neue Verfassung zu geben, die sich von den Fesseln der Vormundschaft durch den Staat befreien sollte; die Landesverfassung von 1911, die dem Landtag die regionale Gesetzgebung übertrug, machte dies möglich. Der Kriegsausbruch 1914 verhinderte das Vorhaben, sodaß die Kirche heute noch unter der napoleonischen Ordnung leben muß.

Nach Kriegsausbruch verlangte die Militärbehörde die Einstellung der französischen Gottesdienste in der Nikolauskirche, die von Pfarrer Gerold gehalten wurden. Diesem Verlangen mußte Curtius zustimmen, allerdings nur für die Dauer des Krieges. Als die Militärs die Verwandlung des provisorischen Verbotes in ein endgültiges forderten, gab er eher seine Demission als daß er zustimmte. So verteidigte der Berliner mitten im Ersten Weltkrieg den französischen Gottesdienst im Elsaß!

Die Erinnerung an jene Zeit kommt mir heute vor wie „ein Märchen aus uralten Zeiten", wo noch Toleranz und gegenseitige Achtung herrschten.

Das Elsaß 1938 bis 1940

Kurt Hochstuhl, Zwischen Frieden und Krieg: Das Elsaß in den Jahren 1938 — 1940. Europ. Hochschulschriften, Peter Lang, Frankfurt a.M., Bern, New York, 299 S. Text, 139 Anmerkungen und Quellenangaben.

Der Verfasser hat für seine Arbeit eine der tragischsten und traurigsten Zeiten unserer Heimat ausgesucht. Es muß ihm bescheinigt werden, daß er sehr umsichtig sein Material ausgesucht hat: sieben Seiten Archivalien und 31 Seiten gedruckte Titel in den Quellenangaben. Er hat das alles auch wirklich gründlich ausgewertet. Wer diese Zeit in der Heimat erlebt hat, dem steigen längst durch andere, noch tragischere Erlebnisse überlagerte Erinnerungen an bewegtes, oft aufregendes Geschehen ins Gedächtnis zurück. Niemand, der sich mit dem Elsaß und auch mit Lothringen in jener Zeit beschäftigt, wird wegen dieser Materialsammlung an Hochstuhl vorbeikommen.

Die Fakten sind gründlich erfaßt. Bei der Deutung setzt die Kritik ein. Typisch ist schon, daß in diesem deutsch verfaßten Buch alle Ortsnamen auf Französisch erscheinen. H. kennt das uralte Straßburg nicht mehr, nur noch Strasbourg. Entsprechend schreibt er konsequent Mulhouse, Haguenau, Obernai, Cernai, Alsace Bossue, Saverne usw., als ob das Elsaß an der Loire liegen würde. Dann schafft er Wortungeheuer wie die „Mulhousener". Der Genetiv „Strasbourgs" stört ihn nicht, auch nicht die „Strasbourger". Das steht in keiner elsässischen Schrift, wenn auch dort die französierte Form Strasbourg vorkommt, dort steht immer „Straßburger", „Mülhauser" (nicht Mülhausener"!). Seite 340 erfindet er eine überfranzösierte Schreibung „Barre" für Barr. Kann Herr Hochstuhl uns ein einziges in Frankreich erschienenes, französisch geschriebenes Buch nachweisen, in dem nach 1871 „Straßburg" oder „Mülhausen" oder „Oberehnheim" stehen würde? Fährt ein Franzose nach Mainz oder Mayence, nach München oder Munich, nach Wien oder Vienne? Das macht: Der Franzose hat eine selbstverständliche und unverkrampfte Haltung, viele Deutsche sind durch Umerziehung unsicher gemacht und verkrampft, biedern sich durch Demutshaltung an und merken nicht, daß durch solch unklares und gar nicht verlangtes Gebahren sie sich bei den Nachbarn lächerlich und verächtlich machen, ganz abgesehen davon, daß sie mit solchen Mätzchen den Verlust eines sauberen Sprachgefühls dokumentieren.

Dieses Gefühl ist bei H. übrigens nicht sehr ausgeprägt. Er benützt für ein wissenschaftliches Werk unmögliche Ausdrücke wie „in keinster Weise" oder „letztendlich", als ob das Ende nicht ohnehin an letzter Stelle käme! Kann man zwischen zwei Personen „die Eintracht entzweien" (S. 131)? Die „Absatzbewegung" (S. 272) dürfte kaum ein Druckfehler sein.

Auch manche Begriffe sind falsch angewendet: Eine elsässische „Volksfront" hat es nie gegeben (S. 31). Im Gegenteil, die französische „front populaire" wurde im Elsaß massiv abgelehnt. Er hätte „Heimatfront" schreiben müssen. „La ligne Siegfried" (S. 80) ist ein französischer Begriff. Auf Deutsch hieß diese Verteidigungslinie „Westwall", nicht „Siegfriedlinie". Diese Bezeichnung trug eine Rückzugsstellung im Ersten Weltkrieg. Marschall Foch war nicht „der Held von Verdun" (S. 374), das war Marschall Pétain.

Das sind Schnitzer, die einem unterlaufen können, ein Ortsfremder darf auch die Stadt Rappoltsweiler (bei Hochstuhl natürlich Ribeauvillé!) zu einem Dorf degradieren (s. 390). Doch daß protestantische Pastoren „eine Messe halten", dürfte einem Historiker, der sicher einmal etwas von der Reformation durch Martin Luther gehört hat, nicht aus der Feder rutschen.

Eines Historikers ausgesprochen unwürdigt ist eine einseitige Parteinahme. Von Anfang an bezeichnet H. die Heimatrechtler um Roos, Schall, Hueber, Bickler als „separatistische Autonomisten", ohne auch nur einmal einen Beleg für diese ihnen von der französischen politischen Polizei unterstellte Haltung beizubringen. Es bedeutet bei ihm eine bewußte Abwertung, ein Unterscheiden zwischen bösen Buben, den radikalen Autonomisten, und braven, den klerikal oder liberal gefärbten. Für diesen gibt es aber auch verschiedene Zensuren: Die für Rosse und Stürmel fallen deutlich schlechter aus als die für die Wetterfahne Michel Walter. Der Grund für diese Haltung dürfte wohl der sein, daß oft der Soziologe an die Stelle des Historikers tritt. Seine Bewertung der Nur-Autonomisten oder der „völkischen" Autonomisten, wie er einmal schreibt, könnte aus der Feder des national-chauvinistischen Jules Albert Jaeger oder eines Kommissars der Sûreté kaum schlechter ausgefallen sein.

Es geht hier Hochstuhl jedes Gefühl für die Lage der Autonomisten um die 1928 aufgrund eines Fremsprachengesetzes verbotene „Zukunft" ab. Das waren alles Leute, die als Deutsche geboren worden waren und in der Mehrzahl den feldgrauen Rock getragen hatten, eine Gruppe, die von der französischen Propaganda zur Unperson erklärt worden war, da sie nicht in das von Hansi und Konsorten entworfene lügenhafte Bild des „paradis tricolore" paßte. Wer könnte als Deutscher diesen Männern den Vorwurf machen, wenn sie wieder zu Deutschland gewollt oder einen Staat „Elsaß-Lothringen" hätten bilden wollen? Hatte man doch den Krieg um des Selbstbestimmungsrechtes willen geführt, oder behauptete dies wenigstens. Sie waren aber keine Separatisten, sie wußten alle, daß ein neuer Wandel nur durch einen neuen Krieg möglich war, und was das bedeutete, war einem jeden klar. Sie kannten auch die schlimmen Folgen der verlogenen frankophilen Vorkriegspropaganda, die wirklich „separatistisch" gewesen war. Es gelüstete keinen, ähnlich zu wirken, auch wenn viele in ihrem Herzen deutsch geblieben waren. Wer kann daraus ein moralisches Vergehen konstruieren? Kulturell deutsch bleiben zu dürfen, wie ihre Vorfahren dies seit mindestens 1500 Jahren waren, und wie das den Menschenrechten entsprach, das war ihr einziges Ziel.

Hat auch nur eine einzige staatliche französische Stelle versucht, mit ihnen ins Gespräch zu kommen? Dies hätte so wenig in das jakobinisch geprägte unduldsame französische politische Denken gepaßt, daß wohl kein einziger französischer Politiker auch nur daran gedacht hat. Statt dessen wurden sie sofort als Staatsfeinde, „boches" oder „bochisants", als Separatisten gebrandmarkt und in ein Klischee gepreßt, das der deutsche Historiker Hochstuhl — und anscheinend auch sein Doktorvater Grünthal — ungeprüft übernimmt.

Die Mitarbeit 1940 der meisten aus diesen Kreisen könnte ihm scheinbar recht geben. Doch ist dreierlei nicht zu vergessen: Erstens, dá die Führenden, die „Nanziger", schlimmste Polizeimethoden erlebt hatten, wie sie **damals** in nationalsozialistischen Gefängnissen nicht schlimmer sein konnten. Hochstuhl zitiert aber nicht Bicklers 1978 erschienenes Buch „Ein besonderes Land", wo dies detailliert nachzulesen ist. Judendeportationen nach dem Osten hatten damals noch nicht stattgefunden. Was Frankreich mit den Nanzigern vorhatte, das hatte es an Karl Roos vorexerziert, und ihnen war immer wieder gesagt worden, daß dies das Los wäre, das sie erwartete. H. übernimmt für den Prozeß gegen Roos von Kettenacker den Ausdruck „Justizmord", er weiß also Bescheid. Was hätte sie 1940 noch an Frankreich binden sollen? Desweiteren schildert H. die Repressalien, die ab Mai gegen zahlreiche „Verdächtige" bis hin zum Verschleppen in K.Z. vorgenommen wurden. Daß die 1940 alle bereit waren, mitzuarbeiten, ist noch kein Beweis für frühere separatistische Tätigkeit. Frankreich hatte jeden Anspruch auf ihre Loyalität verwirkt. Daß an die 70000 Verfahren wegen „Kollaboration" gegen Elsässer und Lothringer eröffnet wurden, zeigt, welche große Zahl damals so empfunden hatte.

Zweitens hatten die von H. als Separatisten Angeprangerten vor 1940 überhaupt keine Beziehungen zu nationalsozialistischen Stellen gehabt, was sich als schädlich erweisen sollte. Sie hatten wohl Leute, die das Parteiabzeichen trugen, deren gab es Massen, gekannt, aber nicht die Partei mit ihren Gliederungen, weil sie — und wäre es nur aus Vorsicht gewesen — jede Beziehung zu diesen gemieden hatten. Umso weniger waren sie erbaut von dem, was sie im Laufe der Zeit erlebten. Ich weiß, wie entsetzt Bickler war, als er im Winter 1940/41 von einem Lehrgang im „Braunen Haus" in München zurückkam und den dortigen Geist kennengelernt hatte.

Drittens: Was die klerikalen Parlamentarier und der liberale Dahlet „bewirkt" haben, nämlich außer dilatorischen, aber nie gehaltenen Versprechungen gar nichts, kommt bei Hochstuhls Schilderung deutlich zum Ausdruck, wenn ihm dies auch nicht klar zu werden scheint. Nur zweimal hat Frankreich zurückgesteckt, als es merkte, daß es nicht weiter konnte, 1924, als das ganze katholische Elsaß wie ein Mann gegen die Einführung der Laiengesetzgebung aufstand, und 1928, als der Kolmarer Prozeß und die Parlamentswahlen zu einer Katastrophe für die französische Politik geführt hatten, und daraufhin das „Poincaré-Pfister-Dekret" erlassen wurde, das dem Deutschunterricht mehr Gewicht gab. Aber wohl gemerkt: Nur eine Verordnung war es, kein Gesetz! Es konnte ebenfalls durch eine Verordnung aufgehoben werden, was dazu geführt hat, daß 1945 der Rektor Delon es prompt „provisorisch" aufhob. Doch „il n'y a que le provisoire qui dure". Die Aufhebung ist trotz massiver Forderungen von bis zu 90 Prozent der Bevölkerung immer noch nicht wieder zurückgenommen wurden.

Es ist eigenartig, wie ein Mann, der so gründlich die Texte studiert hat, doch nicht dazu fähig ist, vieles zu durchschauen und in die eigentliche Problematik einzudrin-

Fortsetzung auf Seite 6

Hinüber und Herüber

Deutsch überflüssig

Wir brachten in der Juninummer die Meldung, daß ein Flugkapitän auf der Linie Basel/Blotzheim — Paris die Angaben nicht nur auf Französisch und Englisch, sondern auch auf Elsässisch durchgab. Doch ein Sperling macht keinen Frühling: Abgeordneter Gissinger hatte den zuständigen Minister darum gebeten, zu veranlassen, daß die Hostessen auf dieser Linie ihre Angaben auch auf Deutsch durchgeben, Monsieur le Ministre Paul Quillès hat dieses ungehörige Ansuchen eines Volksvertreters mit einem klaren Nein beantwortet, obwohl bis zu 40 Prozent der Fluggäste Bundesdeutsche oder Schweizer sind, ganz abgesehen von den eingeborenen Elsässern, die eben Französisch zu verstehen haben. Was die Förderer der „Regio Basliensis" wohl dazu sagen? Sie verlangen immer wieder, und nicht ohne Erfolg, die Grenzen müßten geöffnet werden. Nur für wirtschaftliche Zusammenarbeit?

Ein vernünftiges vierzigjähriges Jubiläum

Die vierzigjährigen Jubiläen waren vor 1984/85 nicht Sitte. Da es in Europa nicht viel zu feiern gibt, seit 1914 „die Lichter erloschen", wartet man nicht mehr den 50. Jahrestag eines Ereignisses ab, um den verbreiteten Katzenjammer zu verdrängen.

In Hatten-Rittershofen des Kreises Weißenburg hat man sich dem neuen 40er-Zyklus angeschlossen, doch auf vernünftige Weise: Dort hatte vom 9. bis 21. Januar eine blutige Schlacht stattgefunden, die 2000 deutschen und zwischen 1200 und 1500 amerikanischen Soldaten das Leben gekostet hat, dazu noch über 110 Zivilpersonen. Die Gemeindebehörden der beiden Gemeinden haben zur Erinnerung Veteranen der einstigen Gegner eingeladen, um in versöhnlichem Geiste der damaligen Tragödie zu gedenken. Das war vernünftiger als in Staatsakten Jubiläen zu begehen, die nach bisherigem Brauch erst zehn Jahre später hätten gefeiert werden sollen, wenn überhaupt zu feiern war.

Begegnungen über die Grenze hinweg

Lehrer aus Baden und aus dem Sundgau haben sich Gedanken darüber gemacht, wie man Kinder der beiden Rheinufer zusammenbringen könnte. So haben sich in Wickersweier Kinder des Ortes mit solchen aus Altbreisach getroffen. Befremdlich ist nur das Motto: „Lerne die Sprache Deines Nachbarn!", denn in Wickersweier spricht man von zu Hause aus kaum anders als in Altbreisach.

Kommt Frankreich vor den Europäischen Gerichtshof?

Wir erinnern uns, daß die „Schwarzen Wölfe" als gemeine Verbrecher verurteilt worden sind und daß man ihnen den politischen Status, der sie straffrei belassen hätte, verweigert hat. Hatte der Richter dies so gedreht oder hatte der Rechtsanwalt falsch taktiert? Dies entzieht sich unserem Wissen.

Nun aber hat der Brüsseler Anwalt Dr. Y Peeters vor der Europäischen Menschenrechtskommission im Namen der verurteilten Eheleute Woerly eine Beschwerde niedergelegt und darin ausgeführt, daß die Anklage fälschlicherweise auf Verbrechen des gemeinen Rechts lautete, obwohl die Anschläge durch Briefe als politische Handlungen erklärt worden waren und ein Protest sein sollten gegen die Verneinung der Elsässer als ethnische Minderheit und den Versuch, ihre Sprache auszurotten. Der Staat hätte deswegen die Täter nicht als Gemeinverbrecher behandeln dürfen, sondern sie als politische Täter anerkennen müssen.

Dr. Peeters beruft sich vor der Menschenrechtskommission hauptsächlich auf Artikel 6 und 10 der Menschenrechtskonvention in Verbindung mit dem Artikel 14.

Wir diese Beschwerde von der Menschenrechtskommission angenommen werden? Bis vor drei Jahren erkannte Frankreich seinen Bürgern nicht das Recht zu, vor dieser Kommission gegen den eigenen Staat zu klagen.

Die Grabstätte des Beatus Rhenanus

Er war bekanntlich der Stolz der Schlettstädter Humanistenschule und wurde dort in St. Georg beigesetzt. Als die Jakobiner 1793 den Befehl ausgaben, „alle Zeichen des Aberglaubens und der Königsherrschaft" aus den Kirchen zu entfernen, haben blinde Eiferer auch des großen Gelehrten Gedenktafel entfernt ad majorem gloriam Respublicae. Eine Erinnerungstafel an einen der größten Humanisten wurde jetzt wieder angebracht.

Tiefdruck Braun von Burda erneuert

Wer schöne Tiefdrucke wollte, wandte sich zwischen den beiden Weltkriegen an die oberelsässische Firma Braun. Sie wurde ein Opfer der zwielichtigen Wirtschaftslage im Elsaß. Der Offenburger Verlag Burda baut nun in Altthann eine neue Braun-Tiefdruckerei, die mit den neuesten schnellaufenden Rotationsmaschinen ausgestattet werden soll. Die Firma will 190 Millionen investieren.

Auch im Elsaß stirbt der Wald

Stadt und Kanton Münster haben verlangt, sie in die Liste der geschädigten Zonen aufzunehmen. Die Tannenwälder in größerer Höhe sind oft bis zu 80 Prozent geschädigt. Neuerdings werden auch junge Pflanzungen immer mehr angegriffen. Aber die französische Autoindustrie wehrt sich weiterhin gegen die Einführung des Katalysators!

Kein Elsässer mehr Preisträger am „Concours général"

Alljährlich findet in Paris ein Wettbewerb zwischen besonders fähigen Abiturienten in den verschiedenen Fächern statt. Bis jetzt waren natürlich die Elsässer und Lothringer immer die Sieger in Deutsch. Heuer hat ein Schüler einer anderen Gegend den Preis davongetragen.

Das Elsaß 1938 bis 1940

Fortsetzung von Seite 5

gen, nämlich, wie einem formal demokratischen Staat, der so wenig Demokratie praktizierte, daß er 22 Jahre lang den Willen einer geschlossen Bevölkerungsgruppe einfach ignorierte und in vieler Hinsicht wie ein Polizeistaat handelte, begegnet werden konnte. Wer ihm unmißverständlich entgegentrat, ist auch für H. Hochstuhl ein „Komplize und Werkzeug Hitlers" (S. 84), er „fischt im Trüben" (S. 94), vertreibt „fast ausschließlich nazideutsche Publikationen". Als ob auch deutsche Klassiker Nazianhänger gewesen wären! H. folgt hier ganz den Berichten der Polizei und der chauvinistischen Blätter. Und Rosse, der immerhin eine bessere Zensur bekommt, „kompromittiert sich durch seine Forderungen". Den Gipfel erreichen jedoch Hochstuhls Verunglimpfungen, wenn er S. 340 schreibt: „Daß es gerade Anhänger der separatistischen Gruppierungen waren, die nach der Okkupation nichts mehr von Autonomie hören wollten, ja z.T. jede Regung eines autonomistischen Gedankens auf das schärfste bekämpften, spricht für die Vehikelfunktion der separatistischen Agitation unmittelbar vor dem II. Weltkrieg." Wer eine solche Behauptung aufstellt, muß den Beleg dafür bringen. Solange er diesen nicht bringt, erscheint er als ein von französischen nationalistisch-chauvinistischen Darstellungen Genarrter, um nicht zu sagen als böswilliger Verleumder.

Dazu übrigens: Was weiß dieser 1954 Geborene von den Möglichkeiten, die 1940 bis 1944 einem Elsässer oder Lothringer zur Verfügung standen, um eigene Vorstellungen durchzusetzen? Drei Kreisleiter haben, solange sie einen Funken Hoffnung hatten, sich gegen den Wahnsinn der Gauleitung durchzusetzen, ihre Funktion ausgeübt. Dann haben sie ihr Amt zur Verfügung gestellt und haben sich freiwillig zur Front gemeldet. Was sie z.T. unter härtestem Ringen mit dem Gauleiter abzuwehren versucht und in vielen Fällen auch abgewehrt haben, davon kann H. Hochstuhl natürlich nichts wissen, denn vieles geschah durch mündlichen Einspruch bei den entsprechenden Dienststellen. Das geht bis hin zur Abwendung von Todesurteilen. Aber um so etwas zu erfahren und zu werten, genügt es nicht, Folianten zu wälzen, man muß, soweit sie noch leben, mit den Tatzeugen reden, statt von Blättern, die vor 1939 notorisch mit der Polizei zusammenarbeiteten, Urteile unbesehen zu übernehmen.

Eduard Haug